

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Nun, Medizinmami, wie schaut's? Muß doch mal nach dir sehen.“

Gutgelaunt trat Bertsch bei Doktor Herling ein. Eine ungewohnte Heiterkeit strahlte ihm von den Wienen. Auch nun, wo er dem Arzt, der auf der Chaiselongue liegen blieb, kräftig die Schultern rüttelte.

„Erhebe dich, du schwacher Geist. Es lohnt sich. Ich habe drüben im Hirschen einen guten Tropfen kalt stellen lassen! Na — kann dich das auch nicht reizen?“

„Ne — meine Ruhe will ich haben.“

„Die hast du nun lange genug gehabt. Schon fünf Uhr nachmittags.“

„Hast du eine Ahnung! Vor zehn Minuten bin ich gerade erst nach Hause gekommen.“ Und Herling setzte sich nun auf der Chaiselongue aufrecht. „Ein netter Tag heute. Erst oben die Frau Ebner —“

„Ach richtig, ja.“ Bertschs Züge wurden ernster. „Wie steht's denn?“

„Ein schwerer Fall. Lunge und Brustfell schönstens entzündet. Ich hab' stundenlang Packungen mit ihr gemacht.“ Doktor Herling putzte sich mit dem Taschentuch bedächtig die Brillengläser. „Na, aber ich denke, es wird noch mal werden.“

„Das freut mich für den Ebner. Ein zuverlässiger, ordentlicher Mensch.“

Der Doktor nickte und setzte sich die Brille wieder auf.

„Na schön, wie ich aber kaum aus dem Dicksten raus bin mit der Frau, kommt ein Wagen angejagt, drunters vom Adligen Hause.“

„Wie?“

Der Freund, der sich eben einen Stuhl heranzog, hielt inne. Mitten in der Bewegung.

„Ja — der Herr wäre erkrankt, schwer erkrankt.“

Bertschs Brauen zogen sich zusammen.

„Was lag denn vor?“

„Wie ich hinkam, hatten sie ihn schon ins Bett gepackt. Ein paar von seinen Beuten. Denn er selbst war unfähig, sich zu rühren. Völlig gelähmt, selbst die Zunge.“

„Doch nicht —?“

„Ja, ein Schlaganfall.“

„Schlaganfall? — Wie kam er denn dazu?“

„Jrgend eine Aufregung. Vermutlich wohl eine Familienangelegenheit. Denn Fräulein von Grund verbarg mir schlecht eine starke Erregung.“

„So —“

Bertsch wandte sich langsam ab. Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, tat er ein paar Schritte bis Zimmer hinein, aus dem Licht fort. Dann aber blieb er stehen.

„Und wie geht's jetzt mit ihm?“

„Ich habe ihn wieder so weit. Natürlich noch immer sehr schwach. Ueberhaupt — ich sagte es auch seiner Nichte — er muß sehr geschont werden. Denn so etwas kann wieder kommen.“

„Um — gewiß.“

Und Gerhard Bertsch nahm seine Wanderung wieder auf. Die frohe Welle war von seinen Bügen gewichen.

„Ja — wie gesagt, es war ein recht angenehmer Sonntag. Kannst nun wohl verstehen, daß ich mich hier langgelegt habe für ein paar Minuten.“

„Vollkommen. Und du sollst auch weiter ausruhen. Tut mir leid, daß ich dich störte, aber ich hatte ja keine Ahnung. Also — bis nachher!“

„Über unsere gute Flasche?“

„Die läuft uns ja nicht weg.“

„Hast recht.“ Und der Doktor ließ sich gähmend von neuem auf sein Ruhelager fallen. Sich auf die Seite drehend, summt er den Vers des Rodensteiners durch die Lippen: „Acht jetzt, gut Nacht jetzt! Einst war ich nicht so brav, doch ehrbar wandeln ist das best! — Ich geh' ins Bett und schlaf.“

„Nacht so.“

Mit einem flüchtigen Lächeln nickte Bertsch noch einmal dem Freunde zu und ging. Draußen aber wurde seine Miene gleich wieder ernst.

So kam er nach Haus. Hier setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb:

„Meine liebe Eke!

Eben höre ich von Herling, was geschehen ist. Ich mag nicht viel Worte machen. Das liegt mir nicht. Aber ich wünschte, ich könnte bei Dir sein, Dich in meine Arme nehmen!

Was soll nun werden? Kann ich Dich nicht sehen? Wenn auch nur auf ein paar Minuten. Wie es auch kommt, stets Dein
Gerhard.“

Er selber brachte den Brief zur Post.

Er erhielt keine Antwort von Eke, auch am zweiten Tage noch nicht. Aber am dritten kam sie selber. Es war nichts Ungewöhnliches. Sie hatte ihn in Sachen des Frauenvereins schon wiederholt auf dem Werk aufsuchen müssen. Doch wie sie heute in sein Bureau trat, blieb sie an der Tür stehen.

Bertsch, der sich schon erhoben hatte von seinem Arbeitstisch, sah sie betroffen an. Da ließ sie plötzlich auf ihn zu. Fest warf sie ihm die Arme um den Hals.

„Nein — ich lasse dich nicht!“

Er verstand und drückte ihr Haupt an seine Schulter.

„Es war wohl schwer?“

Sie nickte nur stumm und schmiegte sich dichter an ihn.

„Liebe, du.“

Sanft drückte er seine Lippen auf ihr Haar. So hielt er sie eine Weile schweigend an seiner Brust, bis er ihren Herzschlag ruhig werden fühlte. Dann fragte er:

„Und nun?“

Sie machte sich langsam aus seinem Arm frei. Klar blickten ihn ihre Augen an.

„Es hilft nichts, wir müssen warten.“

„Wie lange?“

„Bis ihm Aufregungen nicht mehr so schaden können.“

„Das kann lange dauern, sehr lange, Ete.“

„Und wenn, es muß sein.“

„Natürlich — die Rücksicht auf ihn geht ja vor!“

„Seine Miene verfinsterte sich. Da sah sie ihn an.“

„Gerhard, er hat mich an Kindes Statt genommen — ich bin ihm Dank schuldig.“

Seine Hand griff nach dem stählernen Briefbeschwerer neben sich auf dem Schreibtisch.

„Das heißt also: ich soll dich nicht mehr sehen?“

„Oh — das doch nicht.“ Aber es klang bedrückt. „Wir werden ja auch weiter zusammenkommen — gelegentlich — durch den Frauenverein.“

„Genügt dir das?“

Keine Antwort, nur das Haupt senkte sich ihr.

Hestig warf er die Stahlplatte auf den Tisch.

Eine Wolke trat auf ihr stolzes Antlitz.

„Es ist mir wider die Natur — alles Heimliche.“

„Nun gut, so folge deiner Natur. Aber ich weiß genug.“

Schroff wandte er sich ab. Da war sie bei ihm.

„Das darfst du nicht denken — Gerhard!“

Mit einer jähen Bewegung riß er sie an sich.

„Ich kann nicht mehr sein ohne dich!“

Als sie sich aus seinen Armen löste, stand ein Entschluß in ihren Mienen. Aber ihre Augen blickten ernst.

„Gut, so sollst du mich sehen — hin und wieder.“

„Ich danke dir, Ete! Ich weiß, was du mir damit gibst.“

Und er neigte sich verehrungsvoll über ihre Hand.

*

Ete von Grund hatte ihr Versprechen gehalten. Schon mehrfach hatte sie sich mit Gerhard getroffen. Aber diese flüchtigen, dem Glück gestohlenen Stunden gewährten seinem sehnenenden Verlangen nach ihr doch nur wenig Genüge. Es war, wie wenn sich bei ihm nach den langen Jahren seiner inneren Einsamkeit ein um so größeres Bedürfnis nach einem vertrauten Sichgeben angespeichert hatte. Ete fehlte ihm. Nur zu tief empfand er es.

Um sich darüber fortzuhelfen, stürzte sich Bertsch in seine Arbeit. Neue Pläne entstanden. Das Große zog noch Größeres nach sich — ganz Großes, Gewaltiges. Selbst in Köln war man betroffen. „Nun aber einmal halt!“ hieß es. „Sie übernehmen sich, lieber Freund!“ Doch sein Feuergeist rang mit ihrer kaufmännischen Bedachtsamkeit. Und bezwang sie schließlich. Ein Riesenprojekt — wohl wahr. Aber doch nicht unausführbar. Und er hatte recht: Im Grunde nur die letzte Konsequenz des einmal Begonnenen. Gewissermaßen eine Notwendigkeit, wollte man nicht auf halbem Wege stehenbleiben. So trat man denn dem kühnen Gedanken Bertschs näher, wenn natürlich zunächst noch mit aller gebotenen Zurückhaltung. Erst einmal handgreifliche Unterlagen haben für Durchführbarkeit und Rentabilität!

Mit all seiner stählernen Energie warf sich Gerhard Bertsch auf diese Vorarbeiten und brach sich Bahn, Schritt für Schritt. Aber es konnte ihm dabei geschehen, daß ihm mitten in den schwierigen statistischen Berechnungen oder Kostenanschlägen plötzlich der Gedanke an Ete kam. Und mit solcher Macht, daß er aufsprang, die Arme weit vorgereckt. Aber die, nach der sie griffen, war ihm fern. Und war sie wirklich einmal mit ihm zusammen, so war das doch auch nicht genug für sein Sehnen.

Es hieß vorsichtig sein, stets beherrscht.

So brachten Bertsch denn diese heimlichen Zusammenkünfte fast noch mehr Pein als Glück. Auch heute empfand er das, wie er mit ihr droben im Wald durch die Harzberge ging. Als habe er sie zufällig getroffen auf ihrem Wege zum Buchenhof, einem abseits gelegenen Gehäst droben, wohin sie eine Fürsorgepflicht des öfteren rief. Diesmal kam ja auch noch etwas Besonderes hinzu, das ihn beunruhigte, schon seit mehreren Tagen. Sein verstimmtes Wesen fiel Ete daher bald auf. Fragend sah sie ihn an.

„Was hast du, Gerhard?“

„Ach — nichts weiter.“

„Sprich doch, bitte!“

„Nun gut, wenn du es willst — also, was soll eigentlich der Besuch da bei euch im Hause? Der Vetter, oder was er ist.“

„Natürlich ist's ein Vetter, der Eberhard. Meine Mutter war doch eine geborene Selbach. Aber ich glaube wahrhaftig —“ und sie lächelte ihn plötzlich an. „Nein, Gerhard, daß auch du eifersüchtig sein kannst, das hätte ich im Leben nie gedacht.“

Er blieb ganz ernst.

„Du irrst, Ete, Eifersucht kenne ich nicht. Aber trotzdem beunruhigt mich dieser Herr von Selbach.“

„Wie so nur?“

„Fast du denn nicht auch das Gefühl, daß der Besuch deines Veters einen bestimmten Zweck verfolgt?“

„Durchaus nicht. Eberhard kommt ja fast alle Jahre zu uns zu Besuch.“

„Aber diesmal! Er ist doch auf Einladung deines Onkels gekommen?“

„Natürlich, aber —“

„Siehst du, das ist's ja gerade. Dein Onkel hat sicher seine Absichten dabei gehabt.“

Ete wurde nun doch nachdenklich.

„Meinst du wirklich?“

„Ganz gewiß. Er hält offenbar etwas von diesem Vetter, der ja wohl der einzige Verwandte ist, mit dem ihr noch Beziehungen habt?“

„Das ist allerdings richtig.“

„Nun, da liegt die Sache eben sehr einfach: Es ist vermutlich ein alter Wunsch von deinem Onkel, daß ihr beide euch einmal heiratet, und jetzt, wo er weiß, daß ich —, jetzt will er Ernst machen.“

Ete schwieg betroffen. Endlich sagte sie zögernd:

„Wenn ich so nachdenke — du könntest am Ende doch recht haben.“

„Siehst du!“

Aber da warf sie den Kopf wieder hoch.

„Nun, und wenn's so ist? Ich habe doch auch noch ein Wort mitzureden.“

„So — und die Rücksicht auf den Zustand deines Onkels?“

Ete von Grund zog die Brauen zusammen.

„Es gibt da auch Grenzen. Mich opfern deswegen tu' ich nicht!“

Erzcut fuhr es über seine Mienen. Aber gleich wurden sie wieder ernst.

„Du unterschätzt die Situation doch wohl etwas. Dein Onkel hat auch noch ein anderes Mittel, dich zu zwingen.“

„Das möcht' ich sehen!“

„Er kann dich enterben, wenn du dich weigerst. Und er wird es!“

„So mag er!“

„Sprich das nicht so leicht hin. Besitz macht unabhängig, gibt Rückgrat.“

„Das werde ich auch ohnehin stets haben, und wenn ich bettelarm sein sollte.“

Er schüttelte den Kopf.

Da wandte sie sich ihm schnell zu.

„Oder — möchtest du etwa keine Frau heiraten, die ohne jedes Vermögen ist?“

„Ete!“

„Verzeih.“ Und sie drückte seinen Arm. „Ich meinte es ja auch nicht so. Aber jetzt einmal im Ernst: Wenn ich wirklich vor die Wahl gestellt werden sollte, es könnte doch gar kein Besinnen geben. Gewiß wäre es ein schwerer Schlag, müßte ich auf all das verzichten, das mir einmal sonst zufließt, aber — würden wir darum weniger glücklich werden?“

„Das ganz gewiß nicht,“ fest legte er den Arm um sie. „Nur — sieh, Liebste: ich habe noch nicht viel hinter mich gebracht. Passierte mir also einmal vor der Zeit etwas Menschliches — ich liebe dich schlecht versorgt zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Auge des Iwan Skobelev.

Von Adolf Monti.

Vor ungefähr zwei Jahren weilte ich am Uralgebirge. Dort machte ich die Bekanntschaft eines Geologen, der sich Professor Iwan Skobelev nannte und behauptete, ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu sein. Die Wahrheit dieser Behauptung konnte ich nicht nachprüfen, denn so lange ich mit dem Professor in persönlichen und später in brieflichen Beziehungen stand, hielt er sich in dem kleinen Orte im Uralgebirge auf.

Professor Stobeleff war ein echter Russe mit allen Fehlern und leiblichen Eigenschaften dieses Volkes behaftet; zu den letzteren gehörten zweifellos seine ganz bedeutenden mineralogischen Kenntnisse, die in einer von ihm angelegten und viele hunderte verschiedener Mineralien umfassenden Sammlung zum Ausdruck kamen. Ganz besonders bewandert war er auf dem Gebiete der Kristallographie; diesen trockenen und nicht leicht zu bewältigenden Zweig der geologischen Wissenschaft hatte er zum Gegenstande eingehender Forschungen auserkoren, und muß es zweifellos darin zu einer anerkannten Autorität gebracht haben, denn er zeigte mir wiederholt an ihn gerichtete Briefe und ihm verliehene Diplome von allen möglichen gelehrten Körperschaften aus allen Teilen der Welt.

Nach meiner Abreise vom Ural korrespondierte ich mit dem Professor noch einige Zeit, bis der große Weltkrieg ausbrach. In seinem letzten Briefe äußerte er bereits Bedenken über die diplomatischen Freibereitungen, die gegen Deutschland gerichtet wären, dessen aufstrebende Macht in wissenschaftlicher und kommerzieller Hinsicht von den Konkurrenten mit Neid verfolgt wurde.

Stobeleff war durchaus im Banne der deutschen Kultur, wenn auch die geringe Sorgfalt, die der Professor auf seine äußere Erscheinung legte, eher zur gegenteiligen Annahme berechtigt hätte. Er trug einen wenig gepflegten, langen, schwarzen Bart, einen mit Festschleiden älteren und jüngeren Datums reichlich dekorierten schwarzen Gehrock, Hosen und Schuhe, die in ihrer Dürftigkeit einem Almosenempfänger als wirksame Empfehlung gedient hätten.

Seit Ausbruch des Krieges hatte ich natürlich von dem Professor nichts mehr gehört; trotzdem sollte mir ein Wiedersehen unter ganz eigenartigen Umständen vorbehalten sein. Das kam so: Durch ein kleines polnisches Dorf, wo ich mich dienstlich aufhielt, wurde ein russischer Gefangenentransport gebracht; es waren zumeist schwerverwundete, die von den deutschen Sanitätsfeldatzen und Schwestern des Roten Kreuzes gepflegt wurden.

Auf dem Wege zur Etappenstation erhielten wir jedoch feindliches Feuer und mußten uns, so gut es ging, mit unseren Gefangenen durch Kuscheln von Deckungen vor den einschlagenden Granaten schützen. Ungefähr zwanzig Schritte von mir entfernt warf sich einer der schwerverwundeten, gefangenen Russen Schutz suchend, zu Boden; zu meiner nicht geringen Ueberraschung erkannte ich in ihm Professor Iwan Stobeleff.

Als der feindliche Kugelregen aufgehört und wir uns vom Boden erhoben hatten, um unseren Marsch fortzusetzen, näherte ich mich dem Professor, um ihn aufzuheben. Er schien mich nun feinerseits auch erkannt zu haben; ein müdes Lächeln glitt über sein Gesicht, das in der Umrahmung des mächtig verwilderten, durch und durch mit Kotspritzern beschmutzten Vollbarts bleich und abgehärtet anzusehen war. Seine Arme hingen wie leblose Gewichte an seinem Körper; er konnte sich nicht erheben, obwohl ich ihm anmerkte, daß er mir die Hand zur Veröhnung entgegenstrecken wollte. Seine Verwundung war sehr schwerer Natur; er hatte nicht mehr die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, weshalb ich ihn auf eine Tragbahre bettete, um ihn nach der nächsten Station zu bringen. Ich bemerkte jedoch, daß sich der Zustand des Kranken durch den Transport verschlimmerte und machte meinen Kommandanten auf die höhere gesellschaftliche Stellung Iwans aufmerksam, so daß mir erlaubt wurde, ihn in dem nächsten von den Einwohnern verlassenen Hause am Wege unterzubringen, umso mehr, als der Abend hereinbrach, und wir kaum vor den ersten Nachstunden die nächste Etappenstation erreicht hätten.

Aus Gründen der Sicherheit wählte ich für mein Nachtlager den Keller, wo ich auch den Kranken auf seiner Bahre unterbrachte. Im Keller war es stockfinstern. Ich verzichtete gerne auf den Luxus der Beleuchtung, da ich bald, nachdem ich mein Lager aufgesucht hatte, von Müdigkeit überwältigt, in tiefen Schlaf fiel. Die jüngst überstandenen Schrecken des Krieges hatten sich aber tief in meine Seele eingegraben und ließen mein Gehirn nicht zur Ruhe kommen. Bilder ungeheuerlichster Verwüstung wechselten bisartig mit solchen aller erdenklichen Zufälligkeiten von Greuel und Verderben; alle Schauer und Schrecknisse des Krieges durchlebte ich im Traume, bis ich wie von einer mächtigen Explosion erschüttert, aus dem Schlafe emporfuhr.

Es waren Uebermüdung und Nervosität, die mich aus dem Schlafe aufschrecken ließen — — — oder hatte sich doch etwas in dem stockfinsternen Raume bewegt?

Ich tappete in der undurchdringlichen Dunkelheit nach meiner elektrischen Taschenlampe, die ich neben mich am Boden hingelegt hatte. Als ich mich von meinem Lager aufrichtete, bemerkte ich in weiter Ferne einen kleinen, leuchtenden Stern, der sich vom Boden erhob und im Raume umherschwebte. Donnerwetter — — — was war das — ? ein winziger, leuchtender Stern, der silberhelle Strahlen ausstrahlte, flimmernde Kreise erzeugte, die größer und größer wurden und langsam bis an mich herankamen, dann aber in der pechschwarzen, undurchdringlichen Dunkelheit zerrannen. Ich starrte auf den Stern hin und war wie gebannt; kalt überlief es mich, denn ich wußte ganz genau, daß nur ich und der totkranke Iwan in den Raum hereingekommen waren. Die Wände hatte ich am Abend vorher sorgfältig mit der Taschenlampe abgesehen; sie waren dicht und konnten kein Lebewesen durchlassen — die Türe war von mir fest verriegelt worden — das alles schwirrte mir durch den Kopf — da erhob sich der flimmernde Stern wieder und schwebte durch die Finsternis bis

dicht zu mir in greifbare Nähe — ich holte aus, griff mit der Hand in die Luft — der Stern war entwischt — ich fiel vornüber auf den Boden und griff zu meinem Glüd auf die Taschenlampe; nun erhob ich mich von meinem Lager, ging suchte an Iwan heran und leuchtete ihm ins Gesicht. Er lag langausgestreckt — freibleich — und regte sich nicht — ich fühlte nach seinem Herzen — es war still — der Mann war tot. —

Ich ging zur Türe und wollte hinaus; sie war aber so fest verschlossen, daß ich nicht öffnen konnte — ich rüttelte und stemmte mich mit ganzer Kraft dagegen; die Türe bewegte sich nicht. —

Himmel — ich mußte also mit dem unheimlichen Toten allein in dem Raume bleiben, bis der Tag anbrach, und meine Kameraden mich aus meinem unfreiwilligen Gefängnis befreien konnten.

Ich zog dem toten Iwan die Decke bis an den Kopf, weiter reichte sie nicht — dann legte ich mich wieder auf mein Lager hin, drehte mich mit dem Gesicht gegen die Wand und nahm mir vor, mich nicht zu rühren, um wieder die Müdigkeit wirken zu lassen, die mir den Schlaf bringen sollte. —

Aber wie eine Schraube, die sich tiefer und immer tiefer in mein Gehirn einbohrte, plagte und quälte mich die Neugierde, was hinter meinem Rücken vorgehen mag — ich spürte ein fortwährendes Greifen und Tasten am ganzen Körper und hielt es nicht aus — ich mußte mich umdrehen und starrte in die Finsternis — da war er wieder — der leuchtende Stern — größer, heller, silbriger, glänzender erschien er in der mich umgebenden tiefdunklen Nacht — ich triebte vor Schweiß, Furcht und Entsetzen legten sich wie stählerne Ketten um meinen Körper — im einsamen Raume mit dem toten Iwan in einem finsternen Raume eingeschlossen zu sein — erschien mir schrecklicher als mitten auf dem Schlachtfelde dem Walten der blindwütigen Kriegsfurie zu trohen.

Wieder entflammte ich die elektrische Taschenlampe und trat an das Lager Iwans heran. Er lag bewegungslos und grinst mich mit seinem toten, wächsern-weißen Gesichte an; das eine Auge war geschlossen, während das andere weit offen stand. Wie kalter, unerschütterlicher Hohn lag es auf diesem geisterhaften Gesichte. Ich packte den Toten, zerrte ihn hin und her, schrie von Furcht geplagt: „Iwan — Iwan —! er grinst und hatte das eine Auge starr auf mich gerichtet und fiel schwer wie ein Sack, als ich ihn losließ, auf sein Lager zurück. Ich kauerte mich in eine Ecke nieder, mit meinen Blicken auf den Toten gerichtet, um ihn genau zu beobachten — und wollte den Morgen erwarten. Kaum hatte ich die Lampe wieder verloscht, als sich zu meinem Schreck der flimmernde Stern erhob, jetzt schneller an mich herankam — und hinter ihm deutlich eine Hand mit einem spitzen Dolch zu sehen war, die mein Leben bedrohte, zielsicher, unaufhaltsam — von magischer Kraft getrieben — die Waffe in mein Herz stoßen wollte — ich schrie auf — riß meinen Revolver von der Seite und feuerte auf den hellen Lichtkeis — — — der Schutz verhallte dumpf in dem Kellergewölbe — — — meine Kameraden hatten ihn aber gehört und befreiten mich. — — —

Am Morgen hatte ich Gelegenheit, meinem Arzt zu sprechen, dem ich die Geschichte erzählte, und den ich auf das eine noch immer weit offenstehende Auge des toten Iwan Stobeleff aufmerksam machte. Der Arzt betrachtete das Auge genau und erklärte mir, daß es das wundervollste, künstliche Auge sei, das er je gesehen habe. — — —

Da erinnerte ich mich, daß mir Iwan Stobeleff immer von einem seltenen Mineral, das er am Ural gefunden hatte, erzählt und das in der Nacht unheimlich helle phosphoreszierende Strahlen verbreite. — — —

Vermischtes.

* Englische Gewalttat gegen einen deutschen Forschungsreisenden. Von der deutschen Neu-Guinea-Forschung, die unter der Leitung von Dr. W. Behrman die Erforschung des Kaiserin-Augusta-Stromes oder Sepik und seiner Nebenflüsse zur Aufgabe gestellt hatte, war ein Mitglied, Dr. R. Thurnwald, während des Krieges zurückgeblieben und hat seine Arbeiten während dieser Zeit noch fortsetzen können. Wie Dr. G. Hornig auf Grund der Berichte des Gelehrten in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift mitteilt, hat er dabei schöne Ergebnisse erzielt. Er gelangte im Sommer 1914 von der Mündung des Oktober- und Westflusses, im Gebirge weiter vordringend, zu einem Kessel von 29 km Breite und 40 km Länge, in den von allen Richtungen her die Flüsse einmünden. Dieser hohe Gebirgskessel, der sich 1500—2000 m emporhebt, liegt am Südwestfuß des als Viktor Emanuel-Gebirge bezeichneten Gebirgskettes, der aber in Wahrheit aus zwei verschiedenen Ketten besteht, von denen nur die südliche den ursprünglichen Namen verdient. Dies Gebirgsland ist verhältnismäßig stark, mit etwa 2000 Seelen bevölkert. Der Gelehrte fuhr dann im November 1914 den Sandfluß, einen Nebenfluß des Westflusses, hinauf und erkletterte im Dezember den Nordfuß bis zu der Höhe des Küllengebirges hin. Auch dieses Land, das sich durch großen Reichtum an Kofosnüssen auszeichnet, ist im Ober- und Mittellauf der Flüsse ziemlich stark bevölkert. Die Bewohner dieser Gebiete haben als charakteristische Tracht eine Art gelbrotter Panzerhemden. Als Thurnwald im Januar 1915 in das Lager der Expedition am Mäanderberg zurückkehrte, fand er dasselbe ausgeplündert vor und wurde auf der Reise stromabwärts

von den Eingeborenen angegriffen. Aber nicht nur von den Wilden, sondern auch von den Engländern erlitt er Gewalttat. Als er nach Utanganj hatz Angorum erreichte, mußte er der englischen Besatzung seine Waffen und Munition übergeben. Durch das völkerrechtswidrige Verhalten der Engländer, das die schärfste Brandmarke verdient, verlor er nicht nur seine Ausrüstung, sondern auch seine Sammlungen. Nur seine Aufzeichnungen wurden ihm in Madang, wohin er auf einem Missionsdampfer von der Station Param (Marianberg) aus kam, zum größten Teil zurückgegeben.

* Eine Stichprobe französischer Uebersetzungskunst. Einer unserer Leser schreibt uns: In Nr. 11671 vom 2. November d. J. bringt das bekannte Pariser Heftblatt „Le Matin“ folgenden komischen Beweis von Unwissenheit, wenn man — was auch nicht abzuweisen ist — nicht etwa böse Absicht annehmen will. Bekanntlich ist eine kleine Anzeige aus einer deutschen Zeitung, welche lautet: „Holmehl, gar. glas. und säurefrei, allerbestes Streumittel für Bäckereien usw.“ Dieses übersezt das Boulevardblatt folgendermaßen: „Surore de bois garanti, exempte de verre et d'acides, la meilleure substance pour rempla cer la farine de paille dans la fabrication de pain“, auf deutsch: „Säuremehl glas- und säurefrei, bester Ersatz für Strohmehl in der Brotfabrikation.“ Dazu schreibt dann der schriftgelehrte Boche-Vertilger nach wörtlicher Uebersetzung: „Wir wissen lange, daß sie (die Deutschen) Stroh kaufen, das ist übrigens fast so gut als Klei, dieses unentbehrliche Mastfutter für — Leuten. Aber Säuremehl! Sie (Schweine) bei uns würden noch reines Wasser vorziehen.“ — Mit solchen Mitteln beweisen die französischen Demagogen ihren kriegsmüden Landesleuten die angebliche Hungersnot und Kulturtiefe in Deutschland.

* Ein französischer Kriegsmarkt in der Kampfzone. Der nach dem Westen entlandte Berichterstatter des „Journal“, Georges Prade, entwirft die folgende lebendige Schilderung eines französischen Soldatenmarktes im Kriegsgebiet, wobei die Preistreibereien der französischen Händler und die Ohnmacht der Gesehe in scharfer Weise beleuchtet werden: „Der große Markttag in X wimmelt von Menschen, Soldaten aller Waffenartungen, Militärköche, Offiziere, die für einige Stunden aus den Schützengräben hierher gekommen sind, um sich selbst einmaß einzukaufen. Ueberall hört man laute Unterhandlungen und vergebliches Flehchen. Ich begegne einem Pariser Kaufmann, der — als Regimentskoch eingezogen — einen großen Korb am Arm, im Beiziege ist, hier zu erhandeln. „Wie viel kosten Eure Eier, Mutter?“ „Zwei Francs 50 das Duzend.“ „Was! Eure Hennen haben wohl das Kriegskreuz erhalten? Der hier gewöhnlich voranschriebene Preis ist zwei Francs.“ „Allerdings, aber das hier sind besonders frische Eier.“ „... Mein Bekannter erblidt mich und wir drücken uns die Hand. „Wie geht's?“ „Schlecht, man kann nichts kaufen bei diesen Schwindelbetrüblen.“ „Wie? Die Preise sind doch vom Kommando voranschrieben.“ „Ja, aber nur auf dem Papier. Das hier ist das Traumland der Schwindler. Hier heißt es wahrhaftig: Geld oder Leben. Die Einen opfern sich einige Stunden von hier im Kampfe, die Andern opfern uns und unseren Geldbeutel. Hier, sehen Sie, sind die gesetzlichen Preise angezeichnet.“ Ich las, „Sehen Sie“ laute mein Köhler, „daß diese voranschriebene Höchstpreise zwar teuer, aber erschwänglich sind. Aber was die Leute hier Handel nennen, ist reiner Betrug an den Soldaten, die für sie kämpfen und sterben. Kein Mensch hält sich an die Vorschriften; es ist geradezu Diebstahl. Sie haben meinen Vandel mit den 1 tern anaschört. Nun werde ich Ihnen zeigen, wie der Schwindel gemacht wird.“ Wir gingen zu den Verkaufshänden. „Wie viel kosten die Arrischosen?“ „1 Francs 20.“ „Aber der Höchstpreis ist doch 1/2 Francs?“ „Ja, aber wir haben nur ganz große Arrischosen. Die kosten 1 Francs 0.“ „Was kosten die Kartoffeln?“ „30 Centimes.“ „Aber der gesetzliche Preis ist doch nur 181.“ „Allerdings, doch dies sind besonders keine holländische Kartoffeln.“ „Holländische? Dann müßten Sie wohl zu Fuß um das von den Deutschen besetzte Vetal n herummarichieren?“ Und so war es bei allen Verkaufshänden. Der offizielle Tarif wird glatt umgangen. Die Gesehe sind nichts mehr als tote Buchstaben. „Nent“ laute mein Begleiter, „sollen Sie erst die Waren sehen, für die keine Höchstpreise bestimmt wurden. Da herrscht erst recht die Krämerphantasie. Wir lau en zum Beispiel zwei Löwe Gurken. Wenn eine alte Frau uns bedient, kosten die Gurken 2 Francs 25. Ein hübsches junges Mädchen aber legt ein verführerisches Lächeln auf und verlangt 2 Francs 75. Das Lächeln der Jugend lohnt hier 50 Centimes Aufschlag.“ „Und werden diese unerhörten Preise bezahlt?“ „Aunmer. Was wollen Sie, der arme Soldat, der wochenlang nur seinen Unteroffizier betrachten konnte, gibt sein Geld willig für die geringste Kleinigkeit her. Und das nützen die Verkäufer aus. Nach dem Kriege werden sie sich als reiche Leute zurückziehen.“ Was ich hier brühte, ist — so unerhört es klingen mag — nicht erkunden, sondern gesehen und vollkommen wahr. Auf dem Felde wagen die Soldaten ihr Leben und hinter den Schützengräben müssen sie ihre Böse dem Schwindel und dem Diebstahl preisgeben. Auch das ist ein grimmiger Krieg. Und je weiter man vordringt, desto skrupelloser werden die Preise in die Höhe geschraubt. Das nennt man Kriegshandel.“

Büchertisch.

— 1914. Ein Tagebuch. Das neueste Heft von Professor Ebnard Engels im Erscheinen begriffenem, schnell allgemein befauntem gewordenem kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch“ (George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg) enthält folgende bemerkenswerte Ausführung: Von der Deutschen Krankheit. Man bringe das Gespräch auf die von Rußland an uns — und unsere Verbündeten — zu zahlende Kriegsschuldigung; von zehn wackeren Deutschen erklären neun oder zehn: Rußland kann ja nichts zahlen; wie soll Rußland zahlen? Fragt man; Also die Nordbarden sollen Ostpreußen und Galizien umsonst ausgemordet und ausgeraubt haben? so bleibt es bei der Gegenfrage: Wie soll Rußland zahlen? Also das Nächstliegende ist für uns Deutsche, unsere Köpfe zu zerbrechen, ob und wie der ruchloseste Feind die Buße für seine Verbrechen zahlen kann! Ein Schwur will uns ans Leben, wir verteidigen uns, schlagen ihn zu Boden — und fragen ihn höflich: Sie sind doch hoffentlich nicht zu Schaden gekommen? Das Natürliche, das Gelunde ist: Die Teufelsbände soll zahlen; das Wie ist ihre Sache. Meer verminimieren, Flotte abschaffen, Bälle verpänden, Monopole verpänden, Kronaüter verkaufen, Zarenäüter verkaufen, weniger Viehler, — ist uns alles eins, aber zahlen soll sie! Die Zinsen einer Anleihe von 60 Milliarden Mark betragen Kunde 2 Milliarden, die zu zahlen, an England, an Amerika, ist für Rußland eine Kleinigkeit. Aber Kleinigkeit oder nicht, — zahlen soll es, und wenn es soll und muß, so wird es zahlen. Es ist groß genug, um uns und Oesterreich und der Türkei sichere Unterpfänder fürs Zahlen zu bieten. Materiekind in einem Gespräch mit dem Vertreter der Stockholmer Tages Nyheter: „9, vielleicht 100 Jahre hindurch werden wir die Deutschen zwingen, zur Tilgung ihrer Kriegsschuldigung für uns zu arbeiten. Das deutsche Volk soll der Sklave Europas werden.“ Dumm, aber an der Deutschen Krankheit leidet der nicht! Bei Hamburg fand am 18. Juli das große Dornier Sommerrennen statt. Wie hieß es? Deutsches Derby! Göt! strot England! sagt der Hamburger zehnmal am Tage, aber sein hematistisches Herberennen kann er nur mit unverständlichem Englisch bezeichnen. Deutsche Krankheit mit deutschem Derby.

— Fünf Milliarden jährliche Ersparnis an Nahrungsmitteln würde es für Deutschland bedeuten, wenn unsere Ernährung nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geregelt würde. Der Reformator unserer Ernährung, Dr. med. Hindhede, hat nachgewiesen, daß noch erheblich größere Ersparnisse erzielt werden können und trotzdem eine gesündere Ernährung als bisher erzielt werden kann. In dem soeben erschienenen Buche „Praktisches Kochbuch zum System Dr. Hindhede“ (Preis gebunden 2,60 Mk., Verlag von W. Vobach & Co., Leipzig) gibt Dr. med. Hindhede der Hausfrau eine praktische Anleitung, wie sie eine billige und schmackhafte, gelunde und nahrhafte Kost für wenig Geld schaffen kann. Nicht wie bisher gedankenlos und nach Gutdünken, sondern mit Ueberlegung kochen und die Zusammenstellung und Zutaten der Speisen wählen, muß der Grundlag jeder Hausfrau werden.

Baufeine.

Der Meister nimmt selbst die Kelle zur Hand — Gehilfen können's nicht schaffen — Er baut im lobenden Weltenbrand, Baut zwischen Kugeln und Waffen.

Ein neues Deutschland, größer und rein, Soll in rollendem Donner erstehen, Der Grund muß fest gemauert sein: Dann mögen die Stürme wehen!

Da taugen nur Steine, kernig und gut, Nicht die moischen, nicht die mit Rissen: Deutsche Krieger, mit frohem Mut, Tie zu bluten, zu sterben wissen.

So hält einen Stein er in prüfender Hand, Hielt fest im ins Fundament — Da macht eine Kugel in Feindesland Deines Sohnes Leben ein End'.

Verta Schleich.

Gleichlang-Räffel.

Als Karbstoff bin ich wohlbekannt, Doch auch als Fluß merd' ich genannt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Räffelsbrungs in voriger Nummer:

Es ist auf Erden keine Nacht, Tie nicht noch ihren Schimmer hätte, So groß ist keines Unglücks Macht, Ein Blümlein hängt in seiner Reite.

Ist nur das Herz vom rechten Schlage, So baut es sich ein Sternenhau, Und schafft die Nacht zum hellen Tage, Wo sonst nur Asche, Schutt und Kraus,

Keller.